

HAUPTKIRCHE ST. PETRI



Predigt am 6. September 2009 um 10 Uhr
13. Sonntag nach Trinitatis

Sein Glück finden, indem man absteigt

Predigttext: Lukas 10, 25-37

Hauptpastor Christoph Störmer

Liebe Gemeinde,

unser heutiger Predigttext ist fast so bekannt wie das Weihnachtsevangelium, das wir auch Lukas verdanken: „Es begab sich aber zu der Zeit, dass ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging“

Man kennt den Text fast auswendig, und doch hören wir ihn immer wieder gern am Heiligabend, und natürlich muss es die alte vertraute Lutherübersetzung sein. Diese Wiederholungen lieben wir, sie haben etwas Anheimelndes. Trotz der Unwirtlichkeit des Geschehens – ein Wirt weist ab das Paar ab, sie kurz vor der Niederkunft, so dass das Kind im Stall geboren wird – diese vertraute Szene vermag alle Jahre wieder unsere Herzen anzurühren.

Doch die Geschichte in der Mitte des Lukasevangeliums, von der ja auch ein Gebot ausgeht – sogar ein Doppelgebot, das Doppelgebot der Liebe - , wie hören wir die, wie geht es uns damit?

Ist es ein freudiges oder eher ein müdes Wiedererkennen?

Sind nicht alle Pointen verbraucht bei dieser Geschichte, die Jesus erzählt?

Es könnte einem damit gehen wie mit einem alten Bekannten: Schön, ihn mal wieder zu treffen. Doch viel zu sagen hat man sich nicht mehr. Man geht höflich miteinander um. Vielleicht tauscht man noch ein paar Anekdoten aus oder kalauert ein wenig rum: Weißt du noch, damals, so könnte ich erzählen, und ich erinnere mich noch gut daran, obwohl das 20 Jahre her ist, als meine Tochter als Erstklässlerin von der Schule kam und zeigte, was sie da im Religionsunterricht in ihr Heft gemalt hatte. Da saß ein Mann, ganz in Grau gemalt, auf einem Pferd, hatte auch ein Schwert bei sich. Ach so, St. Martin, dachten wir als Eltern. Nein, dass sei der arme Ritter, so unsere Tochter. Der arme Ritter? Und erst langsam begriffen wir, dass die Lehrerin den Kleinen weder das Wort barmherzig noch das Wort Samariter erklärt hatte. So war aus dem barmherzigen Samariter der arme Ritter geworden.

Man kann die Geschichte auch mit Ironie quittieren: Macht ja nichts, wenn die zwei an dem Verletzten vorbeigehen, gleich kommen die Profis vom Arbeitersamariterbund oder der Diakonie oder dem Roten Kreuz und werden dem Mann helfen. Über Mobiltelefon wäre schnell Hilfe da.

Man merkt: unser heutiger Predigttext hat eine lange Wirkungsgeschichte, er hat auch Gutes bewirkt. Zum Beispiel ein hohes Maß an Professionalisierung. Unsere Straßen sind sicherer geworden, Räuber werden schnell gefasst, Verletzte nach einem Notruf in Minuten abgeholt und gleich ins Krankenhaus gebracht – da braucht es auch keinen Wirt mehr für Pflagedienste. Ein Gasthof- oder Hoteldirektor heute würde sich wie der Herbergsvater in

Bethlehem für nicht zuständig erklären, bestenfalls behilflich sein, die nächste Notfallambulanz ausfindig zu machen.

Hat sich damit unser alter Bekannter als von gestern erwiesen und erledigt?

Ich meine: nichts hat sich erledigt, alles, was mir erneut begegnet, birgt in sich eine Chance. Manchmal lohnt es, ein zweites Mal hinzuschauen, um Veränderungen zu bemerken, um Neues zu entdecken.

Schon ein Blick hinter die vertraute Lutherübersetzung auf den griechischen Text lässt ihn anders erscheinen, unseren alten Bekannten.

Luther übersetzt das griechische Wort ekpeirazon mit „versuchen“, man kann im Deutschen auch „herausfordern“ sagen. Wenn wir hören, das Jesus versucht wurde, denken wir schnell an die Versuchungsgeschichte und im Nu landet der Schriftgelehrte auf der Gegenseite, womöglich gar auf der Seite des Teufels, der Jesus in der Wüste versuchte.

Doch das ist hier ganz und gar nicht der Fall. Der Schriftgelehrte – und mit der Schrift ist die Tora gemeint, im Wesentlichen die 5 Bücher Mose – sieht Jesus als Kollegen und spricht ihn respektvoll mit Rabbi, mit Lehrer, an. Ein Gespräch von zwei Gelehrten auf Augenhöhe, würden wir heute sagen. Und da geht es schon zur Sache. Weil der Schriftgelehrte um Jesu Kompetenz weiß, will er einen Versuch machen, ihn herausfordern mit einer nicht leichten Frage. Die beiden wollen nicht irgendwelche Höflichkeiten austauschen, sondern sie stoßen gleich zum Kern vor, zu dem, worauf eine vernünftige Religion doch eine Antwort geben muss: Was tun, um Anteil zu bekommen am unvergänglichen Leben?

Das ist die Sinnfrage bis heute: Was tun, damit mein Leben nicht vergeblich ist? Was tun, damit es sich nicht in Banalitäten und Nichtigkeiten erschöpft? Wie Anschluss bekommen an etwas Gültigem, Ewigem, so, dass etwas von mir bleibt? Wie ein erfülltes, ein glückliches Leben führen?

Statt zu antworten, stellt Jesus eine Gegenfrage. Das ist bis heute das Spannende am Judentum: Fragend, sich gegenseitig herausfordernd, nähert man sich einer Wahrheit. Die steht nämlich nicht einfach fest, weil doch geschrieben steht. Wenn hier Wahres drin steht, dann muss man es suchen und herausfiltern.

Wer sagt, die Bibel habe alle Antworten, zwischen diesen beiden Buchdeckeln stünde die Wahrheit, der sagt im Grunde gar nichts. Der wirft mir höchstens ein Buch mit sieben Siegeln an den Kopf, und das ist wenig hilfreich. Denn in den über 60 Büchern der Bibel steht so viel Widersprüchliches und auch Unsinniges, jedenfalls heute keinen Sinn mehr Machendes, dass man schon konkret und genau werden muss.

Und genau dazu fordert nun Jesus seinerseits den Toragelehrten heraus. Der fragte: Was tun?

Und Jesus fragt zurück: Was steht im Gesetz, in der Weisung, in der Tora? Und sogleich schiebt Jesus eine zweite, wichtige Frage nach: Wie liest du?

Es reicht nicht, sich Bibelworte um die Ohren zu hauen. Sondern jedes Lesen ist zugleich Interpretieren.

Der Schriftgelehrte hätte alles Mögliche sagen können, die zehn Gebote zitieren und vieles mehr aufzählen können. Aber auch er ist ein Meister seines Faches, ein Meister der Reduktion. Er sagt das Wichtigste in einem Satz, obwohl das, was er sagt, in zwei verschiedenen Büchern der Bibel steht. Genial, diese Fokussierung, diese Zusammenschau! Obwohl fast 100 Seiten Text zwischen den beiden Versen stehen, fügt er sie zusammen, als seien sie im gleichen Atemzug gesprochen, und er spart sich dabei noch die Wiederholung des wichtigsten Verbs der Bibel: lieben.

Du sollst, du wirst, ADONAI, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deinem ganzen Leben und mit deiner ganzen Kraft und deinem ganzen Denken – so heißt es im 5. Buch Mose (6,5) – und deinen Nächsten wie dich selbst! – so steht es im 3. Buch Mose (19,18).

Indem der gelehrte Gesprächspartner so zitiert, zeigt er zugleich, wie er liest. Denn er sagt ja nicht erst das eine Gebot auf, und in einem zweiten Satz das zweite Gebot, sondern er fügt sie zusammen. Gottesliebe und Nächstenliebe bilden in seinem Lesen der Bibel eine Einheit. Nicht hier das eine, und das andere Gebot steht auf einem anderen Blatt, sondern wie zwei Seiten einer Münze. Das eine ist nicht zu haben ohne das andere.

Ich kann mir vorstellen, wie sich die beiden anschauen, mit Wohlwollen. Hier hat ein Meister den anderen gefunden. Knapp und auf den Punkt. Keine Floskeln, kein Drumrum. Wie Anteil bekommen am Ewigen? Was steht geschrieben? Wie liest du? Ich lese: Gott lieben und den Nächsten. Wunderbar! Scheint Jesus zu sagen. Das ist es! Und wir hören ihn sagen: Tu das! Und du wirst leben!

Das gilt bis heute: Lieben sollen wir, in zwei Dimensionen, vertikal, horizontal, denn eigentlich geht es um „Liebe hoch drei“. Es ist wie ein Dreieck, ich selber komme darin vor, ich gebe mich bei diesem Lieben nicht auf: wie mich selbst, heißt es. Man kann auch übersetzen: Liebe deinen Nächsten. Er ist wie du.

Über den anderen komme ich zu mir. Wie ich über Gott zu mir finde.

Denn dem: du wirst, du sollst Gott lieben, läuft ja der wichtigste Satz des Judentums voraus: „Höre, Israel!“ Indem ich Gott höre, gewinne ich Anteil, horchend und hörend gewinnt Gott in mir Raum und ich Anteil an Gottes Liebe. Indem ich aufhorche, kann ich inne werden: Gott will mich, Gott sieht mich, durch Gott bekomme ich Ansehen und kann andere ansehen, womöglich mit Gottes Augen ansehen und wert schätzen. In solchem Lieben verschwinden die Grenzen von oben und unten, von Gottes und Menschenliebe.

Hier könnte die Begegnung enden. Jesus und der Schriftgelehrte sind sich einig. Doch für diesen ist die Sache noch nicht zu Ende. Denn wer ist mein Nächster? Der Schriftgelehrte kennt die Bibel wie Jesus und weiß, dass ein paar Verse später im Buch Leviticus das Liebesgebot noch weiter getrieben wird: Liebe die Fremden wie dich selbst“ (3. Mose 19,34) Gibt es gar keine Grenzen des Liebens? Ist das nicht eine hoffnungslose Überforderung? Ich kann doch nicht alle Menschen lieben!

Ich mache mit Ihnen an dieser Stelle ein kleines Experiment:

Ich stelle mir ein großes leeres Blatt Papier vor und schreibe in die Mitte „ich“, und nun rund um meinen Namen meine Nächsten, die ich liebe, für die ich da bin, Eltern, Geschwister, Partner, Freunde, die fernen Verwandten, Menschen in anderen Weltgegenden, an die ich denke, für die ich bete oder Geld spende. Die alle soll ich lieben, für die alle soll ich da sein, mich für die alle verantwortlich fühlen?

Wie soll das konkret aussehen? Welche Schwerpunkte muss ich setzen, um mich nicht zu überheben bei dieser Nächstenliebe, die auch dem ganz fremden Menschen gelten soll?

Genau diese Fragen scheinen auch den Schriftgelehrten um zu treiben. Und er setzt mit noch einer Frage nach. Nicht: wer ist denn Gott – so würde man vielleicht heute auch fragen, sondern: Wer ist denn mein Nächster?

Und Jesus nimmt die Frage auf, indem er eine Geschichte erzählt. Wir kennen sie ziemlich gut. Und sie ist aktuell bis heute. Und stellt unangenehme Fragen. Denn wie oft verhalte ich mich wie der Priester, wie der Levit. Wenn ich, ob auf der Straße oder in der Zeitung oder im Fernsehen einen sehe, der ganz offensichtlich Hilfe braucht – wie oft mache ich da einen Bogen, blättere weiter, zappe weiter? Ich weiß doch, wie meine Ausflüchte und Entschuldigungen sind: Ich habe keine Zeit. Soll doch der Staat oder der Notarzt! Wozu

bezahle ich Steuern. Oder auch: Ich will keine Scherereien. Womöglich ist das eine Falle. Und ganz ehrlich: das macht mir Angst. Es könnte auch mich erwischen.

So scheint der dritte zu denken und zu fühlen: Es könnte auch mich erwischen! Was, wenn ich diese hilflose, auf Hilfe angewiesene Person wäre? Es ging ihm durch und durch, durch Mark und Bein, es jammerte ihn. Und dieses Mitfühlen – der da liegt, ist wie du! – lässt ihn runterkommen vom Esel.

Immer müssen wir runterkommen vom Esel, egal, wie er heißt. Wie oft bin ich „hoch zu Ross“ unterwegs, von oben herab. Der Fremde, der Mann aus Samarien – es gab damals ein tief sitzendes Misstrauen, eine alte Feindschaft zwischen diesen beiden jüdischen Volksgruppen, die aus Samarien hatten ihr eigenes Heiligtum, hielten nichts vom Tempel in Jerusalem - dieser Fremde also kommt runter von allem Dünkel, aller Illusion, er sei etwas Besseres, und hilft. Wenn man hilft, muss man runter kommen, auf den Teppich, auf die Erde, auf Augenhöhe mit dem, der da unten ist. Anders würde er ihn nicht hochbekommen auf seinen Esel, nachdem er ihn erstversorgt hat. Er bringt ihn ins nächste Gasthaus, und der Wirt hat Raum in seiner Herberge, ziert sich nicht wegen dieses womöglich noch Blutenden, vertraut dem fremden Reisenden und umgekehrt, denn er hätte am nächsten Morgen das Geld auch kassieren können und den Verletzten, nach Abreise des Helfers, vor die Tür setzen können. Nein, es ist anders – der Wirt sieht offensichtlich das tätige Werk der Nächstenliebe und lässt sich seinerseits davon anstecken. Etwas Gutes kommt in Bewegung, Vertrauen wächst zwischen dem Wirt und dem Samaritaner, der längst nicht mehr Fremde aus dem verfeindeten Norden ist, sondern der, mit dem er sich die Arbeit der Nächstenliebe teilt. Jeder nach seinen Kräften und Möglichkeiten.

Ist das nicht wunderbar? Ganz nebenbei erzählt Jesus, wie Fremdenliebe, wie Feindesliebe funktionieren kann: indem ich mich einfühle in die Not des anderen und indem jeder auf seine Weise das ihm Mögliche tut. Ziemlich nüchtern. Ziemlich hilfreich. Ohne Gedöns, würde man heute sagen. Nächstenliebe kann was sehr Pragmatisches, Zupackendes, Cooles sein, ohne viel Emotion und Betroffenheitssprache. Und Nächstenliebe ist etwas Zeitweiliges. Eine kleine Weile, morgen bin ich wieder bei meinen Tagesgeschäften.

Erzählt Jesus nebenbei auch etwas von seiner eigenen Geschichte? Damals, bei seiner Geburt, war es dramatisch. Kein Wirt, der seinen Eltern Raum gegeben hätte in der Herberge. Womöglich wäre er gestorben, seine Mutter verblutet nach der Geburt, wären da nicht als Helfer in der Not die Hirten aufgetaucht mitten in der Nacht.

Jesus endet – wie kann es anders sein – seine Erzählung mit einer Frage: Was meinst du? Wer von den dreien ist dem der Nächste geworden, der den Räubern in die Hände gefallen war?“

Merken Sie, wie Jesus die Ausgangsfrage umgedreht hat? Wer ist mein Nächster? Darauf kann man nur in einer konkreten Situation antworten – mit seiner ganzen Person, mit seiner Fähigkeit, Mitleid zu haben und praktisch danach zu tun. D.h., ich kann mir meinen Nächsten nicht aussuchen. Wer weiß, was dieser Tag, diese Woche, dieses Leben noch für mich bereit hält an Herausforderungen.

Das sieht auch der Schriftgelehrte so und er antwortet von innen heraus. Er sagt nicht: der Samariter. Sondern er antwortet: Der die Barmherzigkeit an ihm getan hat.

Gebe Gott, dass ich das Mitgefühl und die Courage habe, entsprechend zu handeln. Denn so beendet Jesus das Gespräch: Geh hin und handle du entsprechend!“ AMEN.